

Pyromonter Liebesgeschichten

Von Richard Böger

Groß ist die Zahl der Liebestoranten, die sich in Pyromont im Laufe der Jahrhunderte angeponnen haben und die sich noch jetzt allsommlicher in diesem Paradiese der Liebenden an- und abspinnen.

Der fünfundsingzigjährige Goethe hatte seine Sturm- und Drangperiode hinter sich. Der Werther war geschrieben, die Freundschaft mit Jacobi geschlossen und die „Liebe“ zu Lili ein überwundener Standpunkt.

Bei Zimmermann, dem Arzte Friedrichs des Großen in Pyromont, fiel ihm im Jahre 1775 ein auf Eisenstein gemaltes Miniatur-Bildniß in die Augen, das seine lebhafteste Phantasie in alle Flammen setzte.

Goethe versah das Bild mit den Widen und wollte es nicht aus der Hand lassen. Er drang in Zimmermann, ihm den Namen der Dame zu nennen und ihm Näheres über sie mitzutheilen.

Goethes und Humboldts Pyromonter Liebschaften bieten abgesehen von den Namen dieser beiden hervorragenden Männer nichts Außerordentliches. Charlotte von Stein und Charlotte Hilbrandt waren keine besonders ungewöhnliche Frauen.

Goethe konnte sich nicht von dem Bilde trennen, und Zimmermann mußte es in seiner Hand lassen. Doch brachte der Dichter in Folge dessen drei Nächte schlaflos zu und verzehrte sich in glühendster Leidenschaft.

Im höchsten Grade geschmeichelt durch die Reizung des Dichters von Werthers Leiden und voll Mitleid mit seiner Liebeskammer antwortete Charlotte von Stein umgehend, bot Zimmermann um weitere Nachrichten über ihren Verehrer und äußerte den Wunsch, ihn zu sehen.

Die Liebesbedelung Goethes nach Weimar wurde beschloffen. Charlotte zog ihn dorthin, mehr als Karl August wie sehr die „femine charmannte“ dem Geistesheroen mit magnetischer Gewalt an sich fesselte, ist bekannt.

Weniger leidenschaftlich spielt sich der kleine Roman von Wilhelm von Humboldt ab. Er fängt mit dem höchsten der Gefühle an und endigt mit togenburgischer treuer Schwesterliebe.

Im Juli des Jahres 1788 unternahm der Göttinger Student Wilhelm von Humboldt eine Ferienreise nach Pyromont. Dort stieg er im Friklichen Babeloquirhause ab und machte an der „table d'hotel“ die Bekanntschaft von Charlotte Hilbrandt, die in Begleitung ihres Vaters, eines wohlhabenden Landpastors, in demselben Hause wohnte.

Der General von Linsingen hatte als treuer Königsdiener von Anfang an seine Schuldbügel gethan. Raum nahm er wahr, daß sich der Prinz für seine Tochter interessire, so berichtete er dies ungerüchelt an die Königin nach London.

Wie war es nun aber denkbar, daß eine simple Linsingen anders geartet war, als andere Damen ihres Standes zu jener Zeit und nicht auf solche altgedienten Tändeleien dressirt war? Es wurde damals viel von Menschenrechten gesprochen. Der Geist der Menschwürde und Freiheit erfüllte die

türlich war. Charakteristisch ist folgendes Stammbuchblatt:

„Gefühl für's Wahre, Gute und Schöne edelt die Seele und befeigt das Herz; aber was ist es, selbst dieses Gefühl, ohne eine mitempfindende Seele, mit der man es theilen kann!

Noch nie wurde ich von der Wahrheit dieses Gedankens so lebhaft und so innig durchdrungen, als in dem jetzigen Augenblick, da ich mich, auf ungewisse Hoffnung des Wiedersehens, von Ihnen trennen muß!

Pyromont, den 20. Julius 1788. Wilhelm v. Humboldt.

Dieses Stammbuchblatt bewahrte die bei aller Gefühlshüselerei recht praktische Charlotte als einziges reelles Ergebnis ihrer Pyromonter Liebschaft sorgsamst auf und sandte es am 18. October 1814 als unglückliche Wittwe, die kein Geld mehr hatte, mit dem Bemerkten, daß er ihre einzige Liebe gewesen sei, an Wilhelm nach Wien.

Der weniger praktisch als hoch edel veranlagte damalige preussische Staatsminister, eine Seele von Mann, wie der Berliner sagt, fühlte sich beim zaristischen Gefühle gepackt und offenbarte in einer Reihe von Briefen die geheimsten Falten seines Herzens. Daß er seiner „Freundin“ auf materiell zu Hilfe gekommen ist, erfährt man schon aus seinem ersten Briefe, dem er eine Einweihung beilegte und worin er ihr das Geld für eine Badereise zur Verfügung stellt.

Aber auch zu Wilhelm von Humboldt's Zeiten gab es Leute, denen es ebenso ging. Zu ihnen gehörte sein nächster Bruder Alexander, der die Schwärmerieien dieser Schöngelster auch nicht zu würdigen verstand und Charlotte nicht anders als die Pflanzers Tochter von Taubenstein titulirte.

Goethes und Humboldts Pyromonter Liebschaften bieten abgesehen von den Namen dieser beiden hervorragenden Männer nichts Außerordentliches. Charlotte von Stein und Charlotte Hilbrandt waren keine besonders ungewöhnliche Frauen.

Goethe konnte sich nicht von dem Bilde trennen, und Zimmermann mußte es in seiner Hand lassen. Doch brachte der Dichter in Folge dessen drei Nächte schlaflos zu und verzehrte sich in glühendster Leidenschaft.

Im höchsten Grade geschmeichelt durch die Reizung des Dichters von Werthers Leiden und voll Mitleid mit seiner Liebeskammer antwortete Charlotte von Stein umgehend, bot Zimmermann um weitere Nachrichten über ihren Verehrer und äußerte den Wunsch, ihn zu sehen.

Die Liebesbedelung Goethes nach Weimar wurde beschloffen. Charlotte zog ihn dorthin, mehr als Karl August wie sehr die „femine charmannte“ dem Geistesheroen mit magnetischer Gewalt an sich fesselte, ist bekannt.

Weniger leidenschaftlich spielt sich der kleine Roman von Wilhelm von Humboldt ab. Er fängt mit dem höchsten der Gefühle an und endigt mit togenburgischer treuer Schwesterliebe.

Im Juli des Jahres 1788 unternahm der Göttinger Student Wilhelm von Humboldt eine Ferienreise nach Pyromont. Dort stieg er im Friklichen Babeloquirhause ab und machte an der „table d'hotel“ die Bekanntschaft von Charlotte Hilbrandt, die in Begleitung ihres Vaters, eines wohlhabenden Landpastors, in demselben Hause wohnte.

Der General von Linsingen hatte als treuer Königsdiener von Anfang an seine Schuldbügel gethan. Raum nahm er wahr, daß sich der Prinz für seine Tochter interessire, so berichtete er dies ungerüchelt an die Königin nach London.

Wie war es nun aber denkbar, daß eine simple Linsingen anders geartet war, als andere Damen ihres Standes zu jener Zeit und nicht auf solche altgedienten Tändeleien dressirt war? Es wurde damals viel von Menschenrechten gesprochen. Der Geist der Menschwürde und Freiheit erfüllte die

Atmosphäre. Alles wurde von dieser ansteigenden Krankheit „durchseucht“.

So gar ein Herzog von Orleans schwärmte von Freiheit und Gleichheit. War der Geist des Umsturzes schon so weit vorgegangen, daß er die hochbegabten Sitten des konteratistischen aller Höfe, der ahnenstolzen Aristokratie zu verhaften wagte? Er war es. Karoline von Linsingen hat es bewiesen und den Namen ihrer Familie damit in das goldene Buch des höchsten Adels der Menschheit eingetragen.

Den unwiderstehlichen Bitten des Geliebten, sich mit ihm zu vermählen, hatte sie nachgegeben, aber nur unter der Bedingung, daß er ein Jahr lang ihre Jungfräulichkeit schone. Hoffte sie im Stillen, daß während dieser Prüfungszeit im Herzen ihres Gemahls das Reimnensche die Vorurtheile besiegen, daß er gar unter Enttugung des Fiktiers seiner sozialen Stellung, sich auch öffentlich als sein geliebtes Weib anerkennen würde? Wir sind berechtigt, dies anzunehmen.

Der Prinz aber hat die Prüfung nicht bestanden. In den Armen der Schauspielerin Jordans entschädigte er sich für die ihm von Karoline auferlegte Enthaltensamkeit und aus tonationellen Rücksichten willigte er in die Scheidung der Ehe.

Die Gesellschaft erklärt eine solche feige Rücksichtnahme für eine Tugend. Wer die uns vom Freiern von Reichentum überlieferte Geschichte Karolines von Linsingen liest und versteht, wird anderer Meinung sein. Er wird erschauern in heiliger Ehrfurcht vor der stillen Größe dieser edlen Frau und die Wahrheit erkennen.

Die Mieth-Steigerung.

Eine lustige Geschichte von Max Heber.

Lona trat vor den Spiegel, um zu sehen, ob ihren Augen noch das Weisene anamerken sei. Sie betrat die Vider mit kaltem Wasser, und als sie bei nochmaliger Prüfung ihr Aussehen zufriedenstellend fand, holte sie aus einem verbotenen Winkel ihres Schreines ein Bündchen mit Briefen hervor, das mit einem rothen Bändchen umhunden war, schob es in die Tasche, hängte die Mustmappe auf den Arm und verließ ihr Zimmer.

Zu gleicher Zeit hatte ihr Vater, der reiche Hausbesitzer Wenzel, darüber nachgedacht, wie er die bevorstehende theure Badereise bedenken könne, ohne seine schönen Capitalien anzugreifen, und da war er auf die in unserer Zeit so naheliegende Idee gekommen, seine Miether zu steigern. Die Miether der Vorderwohnungen waren schon in den Vorjahren nicht wenig gesteigert worden — nun sollten die kleinen Leute in den Hinterhäusern dantkommen.

„Liebe Lona“, sagte Papa Wenzel zu seiner Tochter, die Post liegt ja auf dem Wege zu Deiner Mustmappe. Da kannst Du diese Briefe hier mitnehmen und einschreiben, aber verdamme es ja nicht, denn heute ist der letzte Termin, an dem die Steigerung noch zulässig ist.“

Lona schob die Briefe des Vaters in ihre Mustmappe und ging davon. Ihre Gedanken waren unterwegs keine tröstlichen, und sie mußte sich recht zusammennehmen, um die ausfallenden Tränen zu unterdrücken. Es war ja auch eine ja jammervolle Welt. Sie, die hübsche und reiche Hausbesitzers-tochter, hatte sich herabgelassen, einen einfachen, armen Buchhalter, Namens Karl Lese, zu lieben, sie hatte sogar Liebesbriefe mit ihm gewechselt und sich mit dem ziemlich ausschweifigen Gedanken getragen, ihre Eltern zur Einwilligung in die Heirath zu bestimmen, und nun — gestern hatte sie ihn ganz deutlich im Ausstellungsspark an der Mustmappe mit einem jungen Mädchen vordelstreichenden sehen, mit dem er Arm in Arm ging und ärtliche Witzel wechselte. Sie hatte ihm darauf geschrieben: auf dem Wege zu den Mustmappen solle er sie treffen, seine Liebesbriefe in Empfang nehmen und ihr die übrigen zurückgeben.

Sie schaute sich nach ihm und bemerkte jetzt erst, daß sie schon ein beträchtliches Stück am Postamt vorbeigefahren sei. Das war ärgerlich. Sollte sie die ganze Strecke wieder zurückgehen? Da traf es sich denn glücklich, daß sie den Portier des Wenzelschen Hauses begegnete. Das Besorger der Briefe wäre ohnehin keine Sache gewesen.

„Ach bitte, lieber Schulze“, sagte sie zu ihm, „geben Sie doch zur Post und lassen Sie diese Briefe einschreiben.“ Schulze zog mit den Briefen ab. Wenige Schritte weiter befand sich das Denkmal, an welchem sie schon öfter mit Karl zusammengetroffen war. Und richtig, da stand er auch heute, mit einem wahren Armenübergesichte, von dem sie seine Schuld ablesen konnte.

Mit einer königlich verachtenden Geberde reichte sie ihm, ohne ein Wort zu sprechen, die Briefe hin. „Aber Lona“, stotterte er, „Du wirst doch nicht auf einen bloßen Verdaht hin —“ „Ach glaube, mein Herr“, erwiderte sie mit scharfer Stimme, „wir sind fertig mit einander und ich bitte, mich nicht länger aufzuhalten.“ „Aber, Lona, es war wirklich nur ein Mißverständnis. Die Dame, mit der ich im Ausstellungss-Park war —“ „Schöne Dame“, sagte Lona verächtlich. „Lona, ich liebe ja nur Dich allein,

und wenn Du mit Deine Liebe entziehst, nehme ich mir das Leben.“

„Ganz nach Belieben!“ „Und mein Geist würde Die keine Ruhe lassen.“ „Das wäre mir besonders interessant. In unserem Parte in Wansee befindet sich eine alte Ruine, und wir haben es längst bedauert, daß dort nicht ein richtiger Geist spukt. Diese Ruine dürfen Sie nach Ihrem Tode als Ihre Wohnstube betrachten.“

„Ach danke“, sagte er matt, „Ihr Vater würde mich doch zu sehr steigern.“ Er hielt die Briefe in der Hand, die sie ihm übergeben hatte, und zog auch seinerseits langsam ein Päckchen aus der Brusttasche.

„Wenn Sie's durchaus befehlen, mein Fräulein, muß ich mich fügen, obgleich ich nicht weiß, wie ich diesen Bruch vermeiden werde. Für alle Fälle“, schloß er, indem er ihr die Briefe hinterteichte und die von ihr dargebotenen einsteckte, „verschere ich Sie aber, daß die Dame, mit der Sie mich im Ausstellungsspark gesehen haben, meine Cousine war.“

Mit tiefem Grunne entfernte er sich, unterweas seinen Leichsinn verplündernd, der ihn dazu getrieben hatte, mit einem Ladenmädchen seines Geschäftes den kleinen Sommerausflug zu unternehmen. Welch ein Leichtes, daß gerade an diesem Tage Lona mit ihren Eltern im Ausstellungsspark sein mußte!

Lona wiederum machte sich Vorwürfe, daß sie ihm vielleicht doch Unrecht gethan habe. Wie, wenn seine Begleiterin im Ausstellungsspark wirklich seine Cousine gewesen wäre? Freilich die ärtlichen Blide — aber, wie leicht hätte sie in ihrer Eiferstucht auch ein wenig zu schief gesehen.

„An dem folgenden Tag“, fand der Portier Schulze in Wenzel's Privatlokomptoir. „Na, Schulze“, redete der Hausbesitzer ihn an, „wie haben denn die Hinterhäuser die Miethsteigerung aufgenommen?“ „Welche Miethsteigerung?“ „Nun, ich habe sie ja alle gesteigert.“ „Davon weiß ich nichts, im Gegentheil, alle Bewohner des Hinterbaus rühmen Sie, Herr Wenzel, daß Sie der einmale in der ganzen Straße sind, her nicht gesteigert hat.“

„Unmöglich“, fuhr Wenzel auf, „der Postbote wird die Briefe noch nicht abgegeben haben. Gehen Sie doch noch einmal, Schulze, und erkundigen Sie sich.“ Der Portier wurde durch den Postboten abgelöst. „Fräulein Lona Wenzel“, sagte dieser abschätzsmähig. „Ach, auf! Warum werfen Sie nicht in den Briefkasten?“ „O bitte, es sind vierundzwanzig Einschreibebriefe an Fräulein Lona Wenzel.“

„Vierundzwanzig!“ Das Wort blieb dem Hausbesitzer in der Kehle stecken. Endlich ermannte er sich jedoch, seine Tochter zu rufen. „Lebeteuere, wie die nächsten fünf Minuten.“ Herr Wenzel befand sich mit seiner Tochter allein. Auf dem Tische lagen ein paar der vierundzwanzig Briefe geöffnet.

„Mit dem Menschen hast Du also Liebesbriefe gewechselt?“ „Ach liebe ich doch nun einmal“, erwiderte Lona weinerlich. „Und wie kommen Deine Briefe wiederum eingeschrieben an Dich zurück?“ „Ach, Väterchen, ich fürchte, ich habe gestern in meiner Ferktheit etwas Schönes angetrieben. Die Briefe, die Du mir zum Besorgen gabst, werde ich wohl Karl gegeben haben, und statt dessen hat Schulze diese Briefe hier zur Post gebracht und einschreiben lassen. Karl ist ein so ordnungsliebender Geschäftsmann, daß er jeden Brief, den er mir durch einen Boten überbrachte, mit meiner vollständigen Adresse sandte, mit meiner vollen Adresse versehen hatte. Schulze hat nun offenbar, da ich ihm die Briefe zum Einschreiben gab, die Couverts zugelegt, mit Marken versehen und, da er selbst Geschriebenes nur schlecht lesen kann, ohne Weiteres auf die Post befördert.“

„Und auf diese Weise“, rief Papa Wenzel händeringend, „muß ich ein paar hundert Mark verlieren.“ „Ach, lieber, guter Vater, Du brauchst es ja nicht, und die Leute in dem Hinterhause —“ „Und nun kommt noch gar Deine Liebesgeschichte dazu! Nachdem Du Dich mit dem Menschen compromittirtest, brichst Du nun mit ihm. Dein Ruf ist dahin, und nun kannst Du zu sehen —“

„Ach, Vater“, kispelte Lona, „ich habe ihm heute Morgen schon geschrieben, daß ich ihm verzeihe und daß ich mit ihm am Denkmal zusammentreffen will.“ „Diesmal will ich aber bei dem Stelldweinen zugegen sein, und wehe ihm, wenn — na, wir werden ja sehen.“

Was Herr Wenzel gesehen hat, muß ihm doch wohl befriedigt haben, wenigstens durfte Herr Karl Lese nichts am nächsten Sonntage sein Bräutchen in seine Arme schließen.

— Verschnapp! „Da hast Du Dir wieder einen so schön sitzenden Liebeszieher angeschafft!“ — „Ja, glaubst Du denn, im Restaurant kriegt man ihn angemeffen?“

In den Tropen.

Ein schredliches Abenteuer, dessen Ausgang fast einem Wunder gleich, spährte vor nicht langer Zeit einem Beamten der Britisch-Südafrikanischen Gesellschaft, die gegenwärtig die telegraphische Verbindung zwischen Süds- und Nordafrika herstellt. Auf einem der vordersten Posten dieser Telegraphen-Linie befanden sich zwei Deutsche, Brodmann und Mortel, in Begleitung einer Kolonne von etwa fünfzig schwarzen Arbeitern.

Es war in den ersten Olobertagen des Jahres 1897. Das Stabquartier der kleinen Karawane befand sich zu jener Zeit mitten in den Palmensüdwäldern zwischen dem Taugamita- und Rhasafsee. Auf einer kleinen runden Lichtung inmitten des Busch's waren für die beiden Weissen zwei Hütten aus Bambusmatten aufgestellt; die Neger nächstigen nach ihrer Weise in der Umgebung. Die heiße Arbeit des Tages war vorüber, Brodmann hatte in den Abendstunden einen kurzen Jagdausflug gemacht und sah nun in der Finsternis des Abends mit dem Freunde rauchend und plaudernd im Freien an dem Feuer, das die Schwarzen für sie entzündet hatten. Um zehn Uhr begaben sie sich in ihre Hütten, um sich schlafen zu legen. Das Konzert des Urwaldes begann und ließ Brodmann den erwünschten Schlaf nicht finden. Rings um das Lager erscholl das Geheul der Hyänen, und da kam dem schlaflosen Mann der Gedanke, zu versuchen, welche Wirkung ein Schuß in's Dunkle auf die feigen Bestien wohl ausüben würde. Er erhob sich, machte eine Runde um das schlafende Lager, legte sich aber, ohne seine Absicht ausgeführt zu haben, da er fürchtete, seinen Kameraden unnötig zu erschrecken, wieder nieder. Sofort versiel er in einen festen Schlaf.

Es mochten einige Stunden nach Mitternacht sein, da begann ein Schwanen und Rütteln, ein Heben und Senken des Feldbettes, das den Unglücklichen weckte. Nur einen Augenblick war er über seine Lage im Ungewissen, dann rrieth ihm ein unheimliches Schreien und Schreien die volle, entsetzliche Wahrheit: es befand sich ein Löwe im Zelt. Brodmann erstarrte das Blut in den Adern. Er war ein Mann von Riesenstärke, aber hier, entleidet im Bette, ohne sein Gewehr, ja ohne die Möglichkeit, eine Bewegung zu machen, war er rettungslos verloren. Er bebte am ganzen Leibe. Halb von Sinnen und jeder klaren Ueberlegung beraubt, tastete er mit zitternder Hand nach seiner Decke, das Gesicht darin verbergend. Aber schon diese Bewegung hatte dem Löwen, der dicht neben seinem Lager stand, genug verrathen. Ein zorniges Anurren, dann gruben sich seine Zähne in die rechte Schulter des Dolgenden, mit einem Rud hatte er ihn aus dem Bette gejerrt und auf den Boden gemorfen. Das heiße Blut strömte dem Ueberfallenen über Brust und Nacken, das die Bestie gierig mit der rauhen Zunge aufleckte. Brodmann suchte sich mit der Kraft der Verzweiflung aufzurichten — ein Hieb mit der furchtbaren Pranke, der ihm fast den Schenkel gerbroch, das das Fleisch bis auf den Knochen aufriff, streckte ihn in derselben Sekunde nieder. Dann ließ der Löwe sein Opfer einen Augenblick aus den Zähnen, setzte ihm eine seiner schweren Lagen auf die nackte Brust und nun, das mächtige Haupt emporhebend, stieß er jenes wilde, furchtbare Gebrüll aus, mit dem der König der Thiere den Sieg über seine Opfer zu verkünden pflegt.

Mit einem Schlage war das ganze Lager wach, als die donnernde Stimme des Löwen über die kleine Lichtung dröhnte. Brodmann hörte die angestohlenen Stimmen der Neger, er hörte Schüsse fallen, aber in Wirklichkeit suchte sich ein jeder der feigen Schwarzen so rasch als möglich vor dem Löwen in Sicherheit zu bringen. Nur Mortel, der weisse Gefährte Brodmann's, erndies sich als Freund in der Gefahr. Rothbürtig bekleidet, mit jenem Gewehr bewaffnet, schloß er sich durch die tiefe Finsternis, geleitet durch das dumpe Anurren der Bestie, zu dem Zelt seines bedrängten Kameraden hinüber: „Brodmann, wo bist Du? Um Gottes willen rede!“ Brodmann hörte wohl den Ruf, er benagte auch die Lippen, aber er brachte keinen Ton heraus. Entsetzen und Aufregung hatten ihn der Sprache beraubt. Regungslos lag er da unter der scharfen Lage des furchtbaren Thieres. Mit Gedankeneile floh sein Leben an ihm vorüber.

Inzwischen war Mortel rund um die Bambushütte geschlichen, hatte den Negern befohlen, trodene Grassbüdel aufzuhäufen und anzuzünden. Bevor dies noch geschah, hob er die Eingangsmatte zum Zelt hinweg und blidte hinein. Auf diesem Moment schien der Löwe gewartet zu haben. Seine Zähne in Brodmann's Leibe schlagend, hob er ihn wie einen Spielball empor, durchbrach die Matten der Thüröffnung und eilte, Mortel fast überrennend, in mächtigen Sprüngen davon. Schwarzen folgten ihm. Reizte nur Geschrei, blinde Schüsse der aufgeregten Löwen zum Widerstand, wurde ihm der stark gebaute Mann doch zu schwer, genug, er machte nur

wenige Schritte und warf sein Opfer am Rande der Lichtung zu Boden. Brodmann hoffte einen Augenblick, daß der Löwe stieben oder sich gegen seine Angreifer wenden würde, aber das riesige Thier zeigte keine Spur von Furcht. Wild seine Klauen mit dem Schweiß peitschend, setzte er wieder seine Tage auf die Brust seines Opfers und begann von neuem das aus zahlrechen Wunden strömende Blut zu lecken. Mortel sah bei dem entlich auflobernden Licht der Fackeln jeht den Löwen deutlich und kam heran, aber er wagte nicht zu schießen, er nicht den Freund zu treffen, wenn er nach dem gesentten Kopf des Löwen zielte.

Brodmann durchlebte jeht die schredlichsten Augenblicke seines Lebens, ohne jedoch die Befinnung zu verlieren. „Er leckte mein Blut“, so erzählte er später, „und schnurte dabei wie eine zufriedene Kage, aber die leiste Bewegung meines Körpers schien ihn zu reizen. Nührte ich einen Arm, so grub er seine Zähne hinein, und die leichteste Regung meines Schentels wurde durch einen grausamen Prankenbiss bestraft. Jezt fühlte ich seine lange, raube Zunge über meine Brust sich dem Gesicht nähern, und der entsetzliche Pestgeruch seines Rachens drohte mich zu erschden. Ich wandte leise das Gesicht zur Seite, aber langsam näherte sich die Zunge meiner Kehle, ein Biß konnte mein Leben beenden. Ich wurde schwächer und schwächer, und wie man mir später sagte, rief ich leise und mit verflöchen der Stimme ein paar Mal: „Dan! Dan! Kannst Du schießen, so thu's!“

Jezt stand Mortel wenige Schritte von der schredlichen Gruppe entfernt, die durch das Feuer der Fackeln umstet beleuchtet. Der Löwe, den Herantommenden bemerkend, hob den Kopf und richtete das Auge fest auf den Feind. Mortel, das Gewehr im Anschlag, feuerte und traf die Bestie in's Auge. Der Löwe wich zurück und bereitete sich zum Sprunge vor. Mortel hatte keinen Schuß mehr im Gewehr, mit dem Gebärden eines Verzweiflten ergriff er die Jagdblinke am Lauf und schmetzte den Kolben zersplitternd auf das Haupt des Löwen nieder. Der Löwe, weit entfernt durch den Hieb verwundet zu sein, wich doch für den Augenblick stugig zurück, wie betrossen über die Kühnheit des Mannes. Mortel benutzte diesen Augenblick, um das Ungeheuer durch zwei Schüsse aus Brodmann's Gewehr, das einer der Schwarzen inzwischen geholt hatte, endlich zu tödten.

Seine erste Sorge galt nun seinem Freunde. Fast eine Viertelstunde hatte Brodmann wehrlos, den Klauen und Zähnen des Raubthiers preisgegeben, dagelegen. Seine Riesenkraft ließ ihn alle Wunden mit vollem Bewußtsein ertragen, ja in der Aufregung taum empfinden. Einundzwanzig Wunden von gräßlicher Beschaffenheit bedeckten seinen Körper. Mit Hilfe von Tragbahnen wurde er unter unglücklichen Qualen in eine der Missionsstationen am Rhasafsee gebracht, um dort Pflege und ärztliche Hilfe zu finden. Nach langen Monaten voll Schmerz und Delirien, voll Aufopferung und Pflege, konnte das Opfer des Löwen, freilich als gebrochener Krüppel, nach Europa zurückgebracht werden, von wo er kaum ein Jahr zuvor, ein Bild der Kraft und Gesundheit, in den dunklen Welttheil abgereist war.

Ammer unachdr. Zwei Spinnen, welche in den entgegengesetzten Ecken einer Kirche wohnten, trafen sich einst bei ihren Raubzügen.

„Wie schlägst Du Dich durch?“ sagte Spinne Nr. 1 zu Spinne Nr. 2. „Ach, es geht leicht“, war die Antwort, „nur Sonntags fühle ich mich recht ungemüthlich. Ich wohne nämlich hinter dem Kanalkante, und an diesem Tage kommt der Küster, legt die Bücher zurecht, säubert sie ab, schiebt sie hin und her, fährt mit seinen Füsten überall herum und macht viel Lärm, so daß ich mich immer ganz still in die Ecke drücken muß, damit er mich nicht zufällig trifft. Er wirthschaftet mit solcher Gewalt, daß ich denke, er würde mich augenblicklich zu Mus zerquetschen.“

„O, dann mußt Du mit mir zichen“, sagte ihre Gefährtin. „Bei mir ist es gemüthlich; ich werde vom 1. Januar bis zum letzten Dezember fast nie gestört oder beunruhigt.“

„Wirklich?“ sagte Spinne Nr. 2, „und wo wohnst Du denn?“ „Ach! ich wohne in die Armenbüche!“ war die Antwort.

Ein sonderbarer Vergleich. An dem berühmten Weltkrieger für das Jahr 1812 bejahrte sich eine Veroidkuna der Größe des Marschalls des Sachsen mit der englischen Hauptstadt London. In dieser Organisationsstellung lautete eine Liste der Teilnehmer: „Lina, von die ganze aus 12,000 Mann bestehende schiffliche Armee an sich vorübergehend, drei Reiterregimenter, ebensoviel Infanterieregimenter, ein Regiment Artillerie u. s. w., so hat man erst — die Raubwächter von London auflesen.“

Frohen Herzens gehn, Nicht nach vielem sehn, Sich an wenigem laben Und sich in den Himmel haben, Das ist Lebensglück Selbst im Mißgeschick!

*) Das zum Bismarckum Wärdel gehörige Bad Pyromont war bis zur Mitte dieses Jahrhunderts das beliebteste Bäderbad. D. N.